

lie auch finanziert werden muss. Die Rahmenbedingungen für Startup-Firmen sind in der Schweiz noch nicht optimal.

n
itt

er Anzahl
fällt der
ring aus.

ische Welt-
produkten ge-
saktivitäten
also nicht zu
Eine Er-
ss die «inno-
der Schweiz
vor allem im
em Standort
arten verbun-
und Steuer-

reichen der
eine bemer-
ng zwischen
weizer Unter-
onalen Wert-
es Exportan-
zeln zeigt
der Schweiz
und Agrar-
stigen höher-
falls günstig
etallverarbei-
ckmaschinen,
er und Konto-
gegenüber ist
haltungselek-
kation beson-

„ bewährten
rpunkte ent-
zt den identifi-
Im Hinblick
hre ist beson-
äche in der In-
mmunikations-
d.

strukturierung
logieportfolios
len nicht mög-
zerische Tech-
den gegebenen
e Zahl der In-
ht mehr völlig
Dies liegt unter
die einzelnen
plexer werden
Techniken zu-
tüssen. Daraus
lerung an die
unterschiedli-
reiche zu ver-
omplexität ge-
gehört auch,
bildungssystem
näre Ausrich-
usforderungen
n Diskussions-
nnehmen. Ge-
aft und Admi-
der ganzheit-
ngelegt ist.

Im April/Mai

● Das Sissacher Baugeschäft Schaffner wird aufgelöst. Es dürfte dabei zu keinen Entlassungen kommen, weil die 15 Beschäftigten von der in Rümelingen ansässigen Toni Rickenbacher AG übernommen werden.

● Swissair bestätigt den Abbau von 500 Stellen, wobei es zu keinen Entlassungen kommen soll.

● Balcab teilt im Jahresbericht mit, dass 1995 der Personalbestand massiv reduziert wurde. Dank «Umstrukturierung und Flexibilisierung» beschäftigt die Balcab statt 73 im Vorjahr nur noch 51 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Entlassungen wurden vermieden.

● Die Keramik Holding Laufen gibt ihr Sanitärwerk in Laufenburg (AG) auf und reduziert die Produktion von Fliesen in Laufen (BL) um die Hälfte. In Laufenburg gehen bis Ende dieses Jahres 100, in Laufen bis Ende August rund 80 von total 950 Stellen in der Schweiz verloren. Entlassungen seien nicht zu vermeiden, erklärte Konzernchef Erich Stiefelmeyer. Die vollumfängliche Verlagerung der Fliesenpro-



Die Zukunft gestalten...

Eine Serie der Basler Zeitung

duktion ins Ausland sei nur noch eine Frage der Zeit, sagte Stiefelmeyer. Damit sind weitere 60 Stellen gefährdet.

● Die Versicherungen Helvetia/Patria mit Sitz in St. Gallen und Basel werden unter einem Holdingdach vereint. Dadurch werden insgesamt rund 300 Stellen über einen Zeitraum von zweieinhalb Jahren abgebaut. Der Abbau soll soweit als möglich ohne Entlassungen bewerkstelligt werden.

● Insgesamt 1400 Staatsstellen – vor allem im Schulwesen – fallen im Kanton Bern innert sieben Jahren den Sparmassnahmen zum Opfer. Rund 1200 Stellen sollen im Kanton Zürich in den nächsten vier Jahren gestrichen werden. Auch in der Westschweiz sieht die Lage nicht besser aus: Mit Ausnahme Neuenburgs streben die Westschweizer Kantone einen Stellenabbau von fünf bis zehn Prozent an, was eine Reduktion um rund 6000 Staatsstellen ergibt.

Bereits erschienen: Kann die Beschäftigung gesichert werden? (6. März); Arbeitszeitmodelle (20. März); Interview mit Ernst Ulrich von Weizsäcker (20. April); Wird fortgesetzt

Forschung: Planung oder Wettbewerb?

Immer wieder versuchen Menschen, die Zukunft durch Planung zu gestalten. Diese Machbarkeitsvorstellung ist für die Forschung fehl am Platz. Die Ergebnisse der Forschung sind nicht voraussagbar.

Die universitäre Forschung ist durch Offenheit gekennzeichnet; was herauskommt, wissen weder die Geldgeber noch die Wissenschaftler selbst. Forschung zu planen erscheint im ersten Moment überzeugend. Warum sich dem «blinden Schicksal» überlassen? Eine nähere Überlegung zeigt aber die damit verbundenen Denkfehler.

Von Prof. Dr. Bruno S. Frey

Zunächst ist zu fragen, wer die Forschung an den Universitäten plant. Es ist keine allwissende Instanz, vielmehr planen ganz gewöhnliche Personen mit all ihren Stärken und Schwächen. Wer etwas Neues erforscht, ist – aus dem Gesichtspunkt der übrigen Menschen – notwendigerweise etwas «ver-rückt» und seine Ideen finden deshalb nur selten die Zustimmung einer Mehrheit. Forschung ist immer auch Spekulation und daher mit Risiken verbunden. Aus einer planungsorientierten Risikoverminderung resultieren immer detailliertere Vorschriften und Richtlinien für den universitären Forschungsprozess. Das Vorhaben ist zum Scheitern verurteilt, wie uns die ehemaligen kommunistischen Länder gezeigt haben.

Bei uns sind die Verhältnisse noch weit davon entfernt. Der Schweizerische Nationalfonds, der im wesentlichen die Ideen der Forscher unterstützt, aber nicht Forschungsplanung betreibt, ist dabei rühmend zu erwähnen. Nicht ganz so harmlos für eine innovative Forschung sind hingegen die Vorstellungen zur «Hochschule Schweiz», wenn damit zentralstaatliche Forschungsplanung gemeint ist.

Die Alternative zur Planung der Forschung liegt in einer dezentralisierten, im gegenseitigen Wettbewerb stehenden Forschung. Voneinander unabhängige Forscher, die in Konkurrenz zueinander stehen, haben die stärksten Anreize, ihre Erkenntnisse voranzutreiben und Neuerungen zu schaffen. Die damit verbundene Vielfalt sorgt dafür, dass viele Ideen zum Zug kommen.

Historische Erfahrungen belegen, dass Wettbewerb in der Forschung erfolgreich ist. Europa wurde zum geistig und technologisch führenden Kontinent, als eine Vielzahl von unabhängigen Städten und Regionen, und später von Nationalstaaten, im Wettbewerb miteinander standen.

Die Konkurrenz innerhalb der Wissenschaft war auch in der Schweiz lebendig. So wurden in Zürich staatli-



Prof. Bruno S. Frey ist Ordinarius an der Universität Zürich.

che Universitäten buchstäblich nebeneinander gestellt: die ETH und die kantonale Universität. Gerade in denjenigen Fächern, die gleichzeitig an beiden Hochschulen gelehrt werden und wo eine gesunde Konkurrenz herrschte, wurden Spitzenleistungen erzielt.

Dagegen wird immer wieder der Vorwurf der «Doppelspurigkeit» vorgebracht. An mehreren Orten über ähnliche Probleme zu forschen, ist aber keine Verschwendung finanzieller Mittel. Von Doppelspurigkeit zu sprechen, ist ein Relikt einer mechanistischen Denkweise, die die menschliche Motivation und die Unabwägbarkeiten übersieht. Eine zwischen den schweizerischen und ausländischen Universitäten vereinbarte Schwerpunktbildung mag bei einigen wenigen Fächern, deren Forschung einen hohen Kapitalaufwand erfordert, angezeigt sein.

Eine Schwerpunktbildung ist hingegen bei den sogenannten «Orchideenfächern» weit fragwürdiger. Auch wenn in vielen Fächern ein Professor nur wenige Assistenten und Studenten hat, sind herausragende Leistungen möglich. Voraussetzung ist auch hier, dass die Forscher dem Wettbewerb ausgesetzt und ihre Leistungen entsprechend bewertet werden.

Eine Schwerpunktbildung unter Universitäten, die nur die Kosten zu senken trachtet, ist verfehlt. Die Forschung sollte mit dem zur Verfügung stehenden Humankapital und Sachmitteln möglichst viel erreichen. Gerade die Schweiz sollte die Vielfalt ihrer Forschungseinrichtungen verstärken.

bringen höhere Rendite und Risikokapital

GESAMT SEITEN 02